

Suzanne Young
Du. Wirst. Vergessen.

Buch

Ohne ersichtlichen Grund begehen Jugendliche Selbstmord. Nur »Das Programm« kann dieser regelrechten Epidemie Einhalt gebieten. Ein Segen für die Eltern – ein Fluch für die Jugendlichen selbst, denn wenn sie aus dem »Programm« zurückkehren, können sie sich an nichts erinnern: nicht an ihre Freunde, nicht an ihre Ängste, nicht an ihre Gefühle.

Die junge Sloane hat kürzlich ihren Bruder verloren. Nur ihrem Freund James ist es zu verdanken, dass sie jeden Tag eine Maske der Gleichgültigkeit aufsetzen kann, denn er ist ihre einzige Stütze in einer Welt ohne Emotionen. Aber als James' bester Freund Selbstmord begeht, bricht auch er zusammen und wird in »Das Programm« gebracht. Als er zurückkehrt, hat er keinerlei Erinnerungen an Sloane und die gemeinsame Zeit. Sloanes Welt stürzt zusammen – und die Wärter des »Programms« lauern schon an jeder Ecke ...

Autorin

Suzanne Young ist eine amerikanische Schriftstellerin. Nach ihrem Abschluss in Creative Writing gab sie als Lehrerin mehrere Jahre lang Sprachunterricht. Suzanne lebt momentan in Tempe, Arizona, wo sie Ideen für neue Romane auf Restaurantservietten kritzelt, während sie Burritos isst.

SUZANNE YOUNG

DU. WIRST.
VERGESSEN.

ROMAN

Übersetzt von Lothar Woicke

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Program« bei Simon Pulse, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2013
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © 2013 by Suzanne Young
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcrafft, München

Illustration: © Isabelle Hirtz

Redaktion: Peter Thannisch

HS · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26921-1

www.blanvalet.de

Für Lynny und Rich, die stets für mich da waren.

Und in liebevoller Erinnerung an meine Großmutter
Josephine Przych.

Teil I

AUF UNBEHAGLICHE WEISE
EMPFINDUNGSLOS

1. Kapitel

Die Luft in dem Raum schmeckt steril. Es riecht noch immer nach Bleichmitteln, und dieser Geruch verbindet sich mit dem der frischen weißen Wandfarbe. Ich wünschte, die Lehrerin würde ein Fenster aufmachen, um eine Brise hereinzulassen. Aber wir befinden uns hier im dritten Stock, und so lässt sich keines öffnen – vorsichtshalber, falls jemand plötzlich den Drang zu springen verspüren sollte.

Ich starre noch auf den Fragebogen auf meinem Pult, als sich Kendra Phillips herumdreht, ihre Augen mit den purpurfarbenen Kontaktlinsen auf mich richtet und mich eingehend mustert.

»Bist du immer noch nicht fertig?«

Ich schaue an ihr vorbei nach vorn, um mich zu vergewissern, dass Mrs. Portman nicht aufpasst, dann lächele ich. »Es ist noch viel zu früh am Morgen, um sich selbst genau zu analysieren«, flüstere ich. »Da hätte ich doch fast schon lieber Physik.«

»Vielleicht würde dir ein Kaffee helfen, mit QuikDeath gewürzt, dich auf den Schmerz zu konzentrieren.«

Mein Gesichtsausdruck gerät mir plötzlich außer Kontrolle, mein Herz beginnt zu rasen. Einfach nur, weil sie dieses Gift erwähnt hat. Dennoch halte ich Kendras leerem Blick stand – der so leblos ist, dass selbst die purpurnen Kontaktlinsen es nicht verbergen können.

Unter ihren Augen liegen tiefe Ringe, die Anzeichen des

Schlafmangels, ihr Gesicht ist schmal geworden, hat scharfe Linien bekommen. Typen wie sie können mir mächtig Ärger einbringen, und doch vermag ich nicht wegzusehen.

Ich kenne Kendra schon ewig, aber richtige Freundinnen sind wir nicht. Vor allem jetzt nicht. Nicht, wenn sie sich so depressiv verhält, seit fast einem Monat schon. Sonst bemühe ich mich, ihr aus dem Weg zu gehen, aber heute hat sie etwas so Verzweifeltes an sich, dass ich es einfach nicht ignorieren kann. Irgendwie scheint ihr Körper zu zittern, obwohl sie ganz still dasitzt.

»Mein Gott, jetzt schau nicht so ernst drein«, sagt sie und hebt eine knochige Schulter. »War doch nur ein Scherz, Sloane. Ach ja«, fügt sie hinzu, als sei ihr gerade der eigentliche Grund eingefallen, weshalb sie sich umgedreht hat. »Rat mal, wen ich gestern Abend im Wellness Center gesehen habe? Lacey Klamath«, sagt sie und beugt sich zu mir hin.

Mir verschlägt es die Sprache. Ich hatte keine Ahnung, dass Lacey zurückgekommen ist.

In diesem Moment öffnet sich die Tür mit einem Klicken. Ich erstarre, als ich den Blick wieder nach vorn richte, und plötzlich ist mir, als würde mir die Luft abgeschnürt. Der Tag ist mit einem Mal definitiv mieser geworden.

Zwei Betreuer in gestärkten weißen Jacken und mit glatt gekämmten Haaren stehen im Türrahmen, die Gesichter ausdruckslos, während sie nach jemandem suchen. Als sie sich in Bewegung setzen, mache ich mich ganz klein.

Kendra dreht sich schnell nach vorn, den Rücken gestrafft. »Lass es nicht mich sein«, murmelt sie, die Hände wie zum Gebet gefaltet. »Bitte, nicht mich!«

Vorn an ihrem Pult beginnt Mrs. Portman mit dem Unterricht, als gebe es keine Unterbrechung. Als würde es quasi zu ihrem Vortrag über die kinetische Theorie der Materie gehören, dass Leute in weißen Kitteln in den Klassenraum

schlendern. Es ist das zweite Mal in dieser Woche, dass Betreuer in den Unterricht platzen.

Die beiden Männer teilen sich auf, übernehmen jeder eine Seite des Klassenraums, kommen näher. Ihre Schritte hallen auf dem Linoleumboden wider.

Ich schaue aus dem Fenster, tue so, als würde ich beobachten, wie die Blätter draußen von den Bäumen fallen. Es ist Oktober, aber der Sommer hat sich hier in Oregon noch einmal in den Herbst geschlichen und verwöhnt uns mit unerwartetem Sonnenschein. Ich wünschte, ich könnte jetzt sonst wo sein.

Die Schritte halten inne, doch ich weigere mich, Schlüsse daraus zu ziehen. Dabei rieche ich die Betreuer bereits in meiner Nähe – antiseptisch, wie Franzbranntwein und Wundpflaster. Ich wage nicht, mich zu rühren.

»Kendra Phillips«, sagt eine sanfte Stimme, »würdest du bitte mit uns kommen?«

Ich halte den Laut zurück, der versucht, aus meiner Kehle zu entfliehen und der sowohl Erleichterung als auch Mitleid entspringt. Ich weigere mich, zu Kendra hinzusehen, starr vor Angst, dass die Betreuer auf mich aufmerksam werden könnten. *Bitte, achtet gar nicht auf mich.*

»Nein«, sagt Kendra zu ihnen, »ich bin nicht krank.« Ihre Stimme klingt erstickt.

»Miss Phillips ...« Da ist die andere, die sanfte Stimme wieder, und diesmal muss ich hinsehen.

Der dunkelhaarige Betreuer beugt sich vor, um Kendra am Ellbogen zu packen und sie fortzuführen.

Doch Kendra beginnt um sich zu schlagen, reißt sich los und will lautstark ihren Protest herausschreien.

Beide Männer stürzen sich auf Kendra, die immer noch um sich schlägt und schreit. Sie ist höchstens einsfünfzig, aber sie kämpft wie wild. Wilder als die anderen.

Ich spüre, wie die Anspannung vom Rest der Klasse abfällt. Wir alle hoffen, dass es schnell vorbei ist. Hoffen, dass wir einen weiteren Tag überstehen, ohne ausgesondert zu werden.

»Ich bin nicht krank!«, ruft Kendra, die sich erneut losreißen kann.

Endlich unterbricht Mrs. Portman ihren Unterricht. Sie schaut etwas entnervt drein. Die Ruhe, die sie auszustrahlen versucht, ist brüchig. Ein Mädchen in meiner Nähe fängt zu heulen an, und ich würde ihr am liebsten sagen, dass sie still sein soll, doch ich will keine Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Sie muss schon selbst auf sich aufpassen.

Der dunkelhaarige Betreuer schlingt seine Arme um Kendras Taille und hebt sie hoch, obwohl sie um sich tritt.

Ein ganzer Schwall von Obszönitäten ergießt sich aus Kendras Mund, Speichel läuft ihr aus den Mundwinkeln. Ihr Gesicht ist ganz rot und verzerrt, und plötzlich denke ich, dass es sie schlimmer erwischt hat, als wir alle befürchtet haben. Dass dies nicht länger die wirkliche Kendra ist und es vielleicht auch schon nicht mehr war, seit ihre Schwester starb.

Bei diesem Gedanken steigen mir Tränen in die Augen, doch ich dränge sie zurück, ganz tief in mich zurück, dorthin, wo ich all meine Gefühle unter Verschluss halte, so lange, bis niemand mehr um mich ist, der mich beobachtet.

Der Betreuer legt eine Hand auf Kendras Mund, erstickt ihre Beschimpfungen und flüstert ihr beruhigende Worte ins Ohr, während er versucht, sie zur Tür zu tragen. Der zweite ist schon vorausgeeilt und hält die Tür auf.

Doch plötzlich schreit der Mann auf, der Kendra hält, lässt sie fallen und schüttelt seine Hand, als habe sie ihn gebissen.

Kendra springt auf, um wegzulaufen, doch der Betreuer

macht einen Satz auf sie zu, seine geballte Faust landet mitten in ihrem Gesicht. Der Schlag schleudert sie gegen Mrs. Portmans Pult, dann geht sie zu Boden.

Die Lehrerin keucht auf, als Kendra vor ihr stürzt, doch sie weicht lediglich ein Stück zurück.

Kendras Oberlippe ist aufgeplatzt, Blut tropft auf ihren grauen Sweater und den weißen Boden. Ihr bleibt kaum Zeit zu begreifen, was geschehen ist, als der Betreuer nach ihren Knöcheln greift und sie, als wäre er ein Höhlenmensch, hinter sich her zum Ausgang zieht.

Kendra schreit und bettelt. Sie versucht, sich an allem, was greifbar ist, festzukrallen, doch sie hinterlässt lediglich eine Blutspur auf dem Boden.

Als sie schließlich an der Tür sind, hebt sie den Blick und schaut mich mit ihren purpurfarbenen Augen an, streckt eine blutigrote Hand nach mir aus, ruft verzweifelt: »Sloane!«

Und ich höre auf zu atmen.

Der Betreuer bleibt stehen, sieht über die Schulter hinweg zu mir hin. Ich habe ihn bis zu diesem Tag noch nie hier bemerkt, und irgendetwas in der Art, wie er mich betrachtet, verursacht mir eine Gänsehaut.

Ich senke den Blick.

Erst, als ich höre, wie die Tür sich schließt, wage ich wieder den Kopf zu heben. Draußen auf dem Flur verstummen Kendras Schreie abrupt, und ich frage mich flüchtig, ob man sie getasert oder ihr eine Beruhigungsspritze gesetzt hat. Egal, ich bin einfach nur froh, dass es vorbei ist.

Einige im Raum schluchzen, doch die meisten sind still. Hellrote Streifen ziehen sich immer noch vorn über den Klassenboden.

»Sloane?«, sagt die Lehrerin, und ich erschrecke. »Ich habe deine tägliche Einstufung noch nicht erhalten.« Sie

geht zum Schrank, wo sie Eimer und Wischlappen aufbewahrt. Es scheint sie nicht merklich zu berühren, dass man Kendra aus der Klasse geschleift hat, nur ihre Stimme klingt ungewöhnlich hoch.

Ich schlucke hart und entschuldige mich, hole meinen Stift aus dem Rucksack. Während meine Lehrerin Bleichmittel auf den Boden kippt und uns erneut mit dem Geruch erstickt, beginne ich, meine Kreuzchen an die richtigen Stellen zu setzen.

Hast du dich schon einmal einsam oder hilflos gefühlt?

Ich starre auf das weiße Blatt, genauso eins, wie es jeden Morgen auf unseren Pulten liegt. Am liebsten würde ich es zu einer Kugel zusammenknüllen, es quer durch den Raum werfen und die Leute anbrüllen, dass sie gefälligst nicht so tun sollten, als wäre nichts mit Kendra passiert. Stattdessen atme ich tief durch und mache mein Kreuzchen.

NEIN.

Das stimmt nicht – wir alle fühlen uns einsam und hilflos. Manchmal bin ich mir gar nicht mehr sicher, ob es überhaupt noch andere Gefühle gibt. Aber ich kenne die Routine. Ich weiß, was eine falsche Antwort anrichten kann. Nächste Frage.

Ich kreuze die restlichen Kästchen korrekt an, nur als ich zum letzten komme, halte ich kurz inne. So wie jeden Tag. *Hat jemals irgendjemand, der dir nahesteht, Selbstmord begangen?*

JA.

Jeden Tag diese Frage bejahen zu müssen, bringt mich fast um. Doch es ist die einzige Frage, auf die ich ehrlich antworten muss. Weil sie die Antwort bereits kennen.

Nachdem ich unterschrieben habe, nehme ich das Blatt mit zittrigen Fingern und gehe nach vorn zu Mrs. Portmans Pult, stehe auf dem feuchten Boden, wo eben noch die Spu-

ren von Kendras Blut zu sehen waren, und bemühe mich, nicht nach unten zu schauen, während ich darauf warte, dass die Lehrerin die Putzsachen wegstellt.

»Tut mir leid«, entschuldige ich mich noch einmal, als sie das Blatt entgegennimmt. Mir fällt ein kleiner Blutspritzer auf dem Ärmel ihrer blassrosa Bluse auf, doch ich mache sie nicht darauf aufmerksam.

Sie überfliegt meine Antworten, dann nickt sie und schiebt das Blatt in die Mappe mit der Anwesenheitsliste.

Ich gehe eilig zu meinem Platz zurück, lausche auf das angespannte Schweigen. Ich warte darauf, dass die Tür erneut geöffnet wird, dass sich Schritte nähern. Doch nach einer langen Minute räuspert sich meine Lehrerin und kehrt zum Unterrichtsthema zurück. Erleichtert schließe ich die Augen.

Vor knapp vier Jahren hatte man den Selbstmord von Jugendlichen zur nationalen Epidemie erklärt – von drei Teenagern starb im Schnitt einer. Es hatte solche Selbsttötungen auch schon früher gegeben, doch ganz unvermittelt breitete sich das aus: Leute, die ich kannte, sprangen plötzlich von Gebäuden oder schnitten sich die Pulsadern auf, und bei den meisten wusste man nicht einmal, wieso. Seltsamerweise hatte sich die Selbstmordrate unter Erwachsenen nicht erhöht, was weiter zu diesem Mysterium beitrug.

Anfangs, als es zu immer mehr Selbsttötungen kam, gab es alle möglichen Gerüchte. Die Spekulationen reichten von schädigenden Impfungen im Kindesalter bis zu Pestiziden in unserer Nahrung – die Leute stürzten sich verzweifelt auf jede Erklärung. Die herrschende Meinung heute besagt, dass ein Übermaß an Antidepressiva die Körperchemie unserer Generation verändert und zu einer erhöhten Anfälligkeit für Depressionen geführt hat.

Ich jedoch weiß nicht mehr, was ich glauben soll, und echt, ich versuche, nicht darüber nachzudenken. Aber die Psychologen behaupten, dass Selbstmord ansteckend sei, eine *soziale Infektionskrankheit*. Gemäß dem alten Spruch: »Wenn alle deine Freunde von einer Brücke sprängen, würdest du es dann nicht auch tun?« Offensichtlich lautet die Antwort Ja.

Um einen weiteren Anstieg zu bekämpfen, nimmt unser Schuldistrikt an einem Pilotprojekt teil – »Das Programm«, eine neue Philosophie in Sachen Prävention. An allen fünf Schulen werden die Schüler in Bezug auf Veränderungen in Stimmung oder Benehmen überwacht und ausgesondert, sobald man etwas Alarmierendes entdeckt. Leute, die eine Neigung zur Selbsttötung erkennen lassen, werden nicht länger zu Psychologen geschickt. Stattdessen ruft man die Betreuer.

Und dann kommen sie und holen dich.

Man wird Kendra Phillips für mindestens sechs Wochen wegsperren – sechs Wochen, die sie in einer Anstalt verbringt, in der »Das Programm« in ihrem Gehirn herumfuscht, ihr ihre Erinnerungen nimmt. Man wird sie zwingen, Pillen zu schlucken und an Therapien teilzunehmen, bis sie nicht mehr weiß, wer sie ist. Anschließend wird man sie bis zu ihrem Abschluss auf eine kleine Privatschule schicken. Eine Schule nur für Rückkehrer, für all die leeren Seelen.

Wie Lacey.

In meiner Tasche vibriert das Handy, und ich stoße den Atem aus, den ich unwillkürlich angehalten habe. Auch ohne nachzuschauen weiß ich, was das bedeutet – James will sich mit mir treffen. Das ist genau der Anstoß, den ich brauche, um den Rest der Stunde zu überstehen. Die Tatsache, dass er auf mich wartet. Die Tatsache, dass er immer auf mich wartet.

Als wir vierzig Minuten später aus dem Klassenraum strömen, bemerke ich im Flur den dunkelhaarigen Betreuer und wie er uns beobachtet. Mich scheint er besonders lange zu mustern, aber ich bemühe mich angestrengt, so zu tun, als bemerke ich nichts. Ich halte den Kopf gesenkt und eile Richtung Sporthalle, um mich mit James zu treffen.

Bevor ich in den kaltweißen Gang mit den Doppeltüren aus Metall abbiege, vergewissere ich mich mit einem Blick über die Schulter, dass mir niemand folgt. Man kann so gut wie gar nicht mehr darauf vertrauen, dass es noch Leute gibt, die einen nicht gleich wegen verdächtigem Verhalten denunzieren. Nicht einmal die eigenen Eltern – vor *allem* nicht die eigenen Eltern.

Es war Lacey's Vater, der »Das Programm« verständigt und ihnen gesagt hat, dass sie sich unwohl fühle. Deshalb strengen James, Miller und ich uns auch so an, zu Hause die Fassade aufrechtzuerhalten. Lächeln und plaudern, das bedeutet, ausgeglichen und gesund zu sein. Ich würde es nie wagen, meinen Eltern ein anderes Gesicht zu zeigen. Nicht mehr.

Aber sobald ich achtzehn bin, kann mir »Das Programm« nicht mehr gefährlich werden. Dann bin ich nicht mehr minderjährig, und sie dürfen mir nicht länger eine Behandlung aufzwingen. Obwohl die Gefährdung weiterhin bestehen bleibt, ist »Das Programm« an die Gesetze unseres Landes gebunden. Als Erwachsene habe ich das gottgegebene Recht, mir das Leben zu nehmen, wenn mir danach ist.

Es sei denn, die Epidemie weitet sich aus. Wer weiß, was sie dann tun.

Als ich zur Tür der Sporthalle komme, schiebe ich den kalten Metallriegel zur Seite und schlüpfte hindurch. Seit Jahren schon wird dieser Teil der Schule nicht mehr benutzt. Gleich, nachdem »Das Programm« die Kontrolle

übernommen hatte, wurde Sport gestrichen, angeblich, weil dieses Fach zu viel Wettbewerbsstress für uns labile Schüler bedeutet. Jetzt stellen sie hier allen Krempel ab, den sie nicht brauchen – nicht benötigte Klassentische stapeln sich hier, genauso wie nicht benutzte Schulbücher.

»Hat dich jemand gesehen?«

Ich zucke zusammen und sehe James an, der in der schmalen Lücke hinter den abmontierten Tribünen steht. Unser Treffpunkt. Die Rüstung aus Gefühllosigkeit, die ich stets trage, bekommt Risse.

»Nein«, flüstere ich. James streckt eine Hand nach mir aus, und ich laufe zu ihm, schmiege mich eng an ihn. »Heute ist kein guter Tag«, flüstere ich an seinen Lippen.

»Es gibt kaum noch gute Tage.«

James und ich sind nun schon seit mehr als zwei Jahren zusammen, seit ich fünfzehn war. Aber ich kenne ihn bereits mein ganzes Leben. Er war der beste Freund meines Bruders. Bis Brady sich umgebracht hat.

Die Erinnerung daran nimmt mir den Atem, als würde ich darin ertrinken. Ich lasse James los und schlage meinen Hinterkopf gegen die hölzerne Tribüne. Vor Schmerz zucke ich zusammen, berühre meinen Kopf, doch ich weine nicht. Ich würde es niemals wagen, in der Schule zu weinen.

»Lass mich sehen«, bittet James und streicht mit den Fingern über die schmerzende Stelle. »Wahrscheinlich hat all das viele Haar deinen Dickkopf geschützt.« Er grinst und fährt mit seiner Hand durch meine dunklen Locken, lässt die Hand dann auf meinem Nacken liegen, eine beschützende Geste. Als ich sein Lächeln nicht erwidere, zieht er mich enger an sich heran. »Komm her«, flüstert er, als er mich in die Arme nimmt, und klingt ein wenig erschöpft.

Ich drücke ihn, lasse die Bilder von Brady in meiner Erinnerung verblassen, genau wie jenes Bild von Lacey, wie

sie von Betreuern aus ihrem Elternhaus gezerzt wird. Eine meiner Hände gleitet unter den Ärmel von James' T-Shirt, dorthin, wo sich die Tattoos befinden.

»Das Programm« raubt uns die Namen, nimmt uns unser Recht zu trauern. Denn wenn wir es tun, werden wir ausgesondert, weil wir deprimiert wirken. Also hat sich James etwas anderes ausgedacht. Mit dauerhafter Tinte hat er sich eine Liste in die Haut geritzt, von all jenen, die wir verloren haben. Angefangen mit Brady.

»Mich quälen schlimme Gedanken«, vertraue ich ihm an.

»Dann hör auf zu denken«, erwidert er nur.

»Sie haben gerade Kendra abgeholt. Es war grässlich. Und Lacey ...«

»Hör auf zu denken«, wiederholt er, diesmal ein bisschen eindringlicher.

Ich schaue zu ihm auf, suche seinen Blick, und immer noch liegt diese Schwere in meiner Brust. Hier in dem Dämmerlicht kann man es kaum erkennen, doch James' Augen sind von einem klaren Blau, einem so kristallklaren Blau, dass ein Blick reicht, um andere Leute verstummen zu lassen. Es ist großartig, wenn er das tut.

»Küss mich lieber«, murmelt er.

Ich beuge mich vor, um meine Lippen auf seine zu pressen, mich ihm auf eine Art hinzugeben, wie es mir nur bei ihm möglich ist. Es ist ein Moment, von Traurigkeit und Hoffnung erfüllt. Ein Band aus Geheimnissen und Versprechen, das uns ewig bindet.

Es ist jetzt zwei Jahre her, dass mein Bruder starb. Über Nacht hat sich unser Leben total verändert. Wir wissen nicht, warum Brady sich umgebracht hat. Warum er uns verlassen hat. Aber ... nun ja, niemand weiß ja auch wirklich, was diese Epidemie ausgelöst hat. Nicht einmal »Das Programm«.

Über uns klingelt es zur nächsten Stunde, doch weder James noch ich reagieren darauf. Stattdessen berührt James' Zunge meine, er zieht mich näher zu sich heran, vertieft unseren Kuss. Obwohl es erlaubt ist, sich zu verabreden, versuchen wir, uns in der Schule zurückzuhalten, zumindest soweit es uns möglich ist. »Das Programm« behauptet, dass uns gesunde Beziehungen emotional stärken, doch wenn eine Beziehung zerbricht, und zwar auf unangenehme Weise, dann lassen sie uns vergessen. »Das Programm« vermag alles auszulöschen.

»Ich hab meinem Dad die Autoschlüssel geklaut«, flüstert James zwischen meinen Lippen. »Was hältst du davon, wenn wir nach der Schule am Fluss schwimmen gehen? Ganz nackt?«

»Wie wär's, wenn du dich nackt ausziehst, und ich schau einfach zu?«

»Einverstanden.«

Wir lachen, und James drückt mich noch einmal, bevor er seine Arme von mir löst. Er will mir das Haar richten, aber er zerzaust es dabei nur noch mehr.

»Wir sollten jetzt lieber in unsere Klassen gehen«, meint er schließlich. »Und richte Miller aus, er kann gern mitkommen und mir auch zusehen, wie ich nackt schwimme.«

Ich trete ein Stück zurück, hauche einen Kuss auf all meine Finger und tue so, als würde ich ihm all diese Küsse zuwerfen.

James lächelt.

Er hat immer schon gewusst, was er zu mir sagen muss. Wie er mich dazu bringen kann, dass ich mich wieder normal fühle. Ich bin ziemlich sicher, dass ich ohne ihn nach Bradys Tod nicht überlebt hätte. Um genau zu sein, ich weiß, dass ich es sonst nicht geschafft hätte.

Schließlich ist Selbstmord ansteckend, oder?

2. Kapitel

Als ich ins Klassenzimmer trete, hat die Wirtschaftskunde-stunde schon begonnen, und ich schwindele meinem Lehrer vor, dass die Therapie leider länger gedauert habe, und halte ihm eine der gefälschten Bescheinigungen hin, die James, Miller und ich vor ein paar Wochen angefertigt haben. Seit »Das Programm« mit der Überwachung an unserer Schule begonnen hat, habe ich bei meinem Freund einige Überraschungen erlebt: nicht nur, dass er ein begabter Lügner ist, sondern auch ein meisterhafter Fälscher. Eine Fähigkeit, die sich in letzter Zeit als immer nützlicher erwiesen hat.

Mr. Rocco schaut nur flüchtig auf die Bescheinigung und befiehlt mir mit einer Geste, mich auf meinen Platz zu setzen. Es ist das fünfte Mal in diesem Monat, dass ich zu spät gekommen bin, aber glücklicherweise hat mir bisher niemand Fragen gestellt. Ich habe gelernt, wie ich zufrieden wirke. Und in ihren Augen ist es ein Zeichen dafür, dass ich mich bemühe, gesund zu bleiben, wenn ich die Unterstützung eines Fachmanns suche.

»Hey, Schöne«, flüstert Miller, als ich mich setze. Er hat den Platz neben mir. »Hattet ihr beide eine angenehme *Therapiestunde*, du und James?« Er schaut auf seinen Schoß, als der Lehrer sich umdreht und etwas auf das White Board schreibt.

Miller und ich sind Freunde seit Anfang letzten Jahres,

und wir haben die meisten Unterrichtsstunden zusammen. Er ist groß und kräftig, und ich glaube, wenn unsere Schule ein Footballteam hätte, wäre er der Star der Mannschaft.

»Ja«, erwidere ich. »Ich denke, wir haben diesmal einen echten Durchbruch erreicht.«

»Klar doch.«

Er lächelt, aber er sieht mich nicht an. Stattdessen kritzelt er weiter auf einen Block, den er unter seinem Pult versteckt hat.

Mein Herz klopft wie verrückt, als ich daran denke, was ich ihm nun mitteilen muss.

»Lacey ist wieder da«, sage ich ruhig.

Miller drückt den Stift fester in das Papier. »Wo hast du das gehört?«

Ich versuche zu ignorieren, dass ihm alle Farbe aus dem Gesicht gewichen ist.

»Kendra Phillips hat es mir erzählt, bevor sie kamen und sie ...«, ich senke meine Stimme, »... *geholt* haben.«

Miller sieht mich nun doch kurz an; offensichtlich hatte er das mit Kendra noch nicht gehört. Seine braunen Augen werden schmal, vielleicht versucht er gerade zu entscheiden, ob er wirklich glauben soll, dass Lacey wieder nach Hause gekommen ist. Aber dann nickt er nur und widmet sich wieder seinem Gekritzel. Ohne ein Wort zu sagen.

Sein Schweigen zerreißt mich fast. Ich lege meine Hände auf das kühle Pult, spreize sie, während ich versuche, meine Gefühle wieder in den Griff zu bekommen. Ich starre auf meine Finger, auf den herzförmigen Plastikring, der an meinem Ringfinger steckt. James hat ihn mir geschenkt, als er mich das erste Mal geküsst hat – ein paar Wochen, bevor mein Bruder gestorben ist.

Lacey und Miller haben mich immer damit aufgezo-

das wäre wohl das Einzige, was ich je von James bekäme, was annähernd mit einem Diamantring zu vergleichen sei. James hat dann immer gelacht und behauptet, er wüsste, was ich *wirklich* brauchte, und das würde bestimmt nicht glitzern und funkeln.

Damals, das war eine andere Zeit – als wir noch alle geglaubt haben, wir würden es schaffen. Ich schließe die Augen, um meine Tränen zurückzuhalten.

»Ich denke ...« Miller unterbricht sich, als sei er nicht sicher, ob er es aussprechen soll. Als ich zu ihm aufblicke, beißt er sich auf die Lippen. »Ich denke, ich werde zur Sumpter gehen, um sie zu sehen.«

»Miller ...«, setze ich an, doch er lässt mich nicht ausreden.

»Ich muss wissen, ob sie sich noch an mich erinnert, Sloane. Solange ich es nicht weiß, werde ich an nichts anderes denken können.«

Ich mustere ihn nachdenklich, erkenne den Kummer in seinen Augen. Nichts, was ich sagen könnte, würde seine Meinung ändern. Weil er sie so sehr liebt.

»Sei vorsichtig!« Das ist alles, was ich hervorbringe.

»Versprochen.«

Meine Furcht ist so groß, dass sie mich fast erstickt. Ich mache mir Sorgen, dass sie Miller an der Rückkehrer-Schule erwischen und er deshalb ausgesondert werden könnte. Man erwartet von uns, dass wir Abstand zu den Rückkehrern halten, es sei denn, wir begegneten uns im Wellness Center, unter ständiger Überwachung. Wenn man uns dabei ertappt, dass wir bei ihrer Genesung dazwischenfunken, können wir ausgesondert oder sogar festgenommen werden. Und keiner von uns hat Lust darauf, weggeschickt zu werden, um sich angenehm empfindungslos machen zu lassen.

Miller ist während der gesamten Stunde sehr still, doch

als es klingelt, nickt er mir zu. Es ist gefährlich für ihn, sich Lacey zu nähern, aber wenn sie noch ihr früheres Ich ist, wird sie wollen, dass er es versucht.

»Bis nachher beim Mittagessen«, sagt er und berührt kurz meine Schulter, bevor er zur Tür geht.

»Bis dann«, erwidere ich und hole schnell mein Handy hervor. MILLER HAT WAS DUMMES VOR, simse ich James.

Ich warte, sitze immer noch auf meinem Platz, während sich um mich herum der Klassenraum leert. Als eine Nachricht auf dem Display erscheint, spüre ich, wie mir die Brust eng wird.

GENAU WIE ICH.

LASS DEN QUATSCH, schreibe ich zurück. Ich bin starr vor Angst, dass der Junge, den ich liebe, und mein bester Freund ausgesondert werden und ich ganz allein an diesem ausgedörrten Ort zurückbleibe. In dieser ausgedörrten Welt.

Doch alles, was James mir antwortet, ist: ICH LIEBE DICH, SLOANE.

James und ich beobachten, wie Miller in der Schlange wartet, wie langsam und schwerfällig seine Bewegungen sind. Er ist nicht mehr derselbe, seit ich ihm von Lacey erzählt habe, und ich hasse mich dafür, dass ich es getan habe. Ich hätte es James überlassen sollen, ihm von der Neuigkeit zu berichten.

Gleich zu Anfang der Mittagspause haben James und Miller beschlossen, dass wir nach dem Unterricht zur Sumpter High fahren und darauf warten, dass Lacey herauskommt. Im Wellness Center kann er nicht mehr als nur ein paar Worte mit ihr sprechen, weil sie dort unter der Bewachung ihrer Betreuer steht, und zwar die nächsten drei

Wochen lang. Miller hofft, dass er auf dem Parkplatz der Sumpter High (mithilfe der entsprechenden Ablenkung natürlich) lange genug mit Lacey reden kann, allein, sodass sie sich daran erinnert, wer er ist. Er glaubt, dass er sie zurückgewinnen kann.

James sitzt neben mir, die Arme auf dem Tisch, den Kopf auf die Hände gestützt. Er versucht, ganz lässig zu wirken, aber sein Blick klebt an Miller.

»An der Sumpter werden wir beide für ein bisschen Aufregung sorgen«, sagt James zu mir.

»Und wenn es nicht funktioniert?«

Er verzieht den Mund, sieht mich kurz an. »Ich kann ziemlich aufregend sein, findest du nicht?«

»James, ich vermisse sie ebenfalls. Aber ich möchte nichts tun, was ...«

Er greift nach meiner Hand und umschließt sie mit seiner. »Klar ist das riskant, das weiß ich. Aber was, wenn die alte Lacey immer noch irgendwo in ihr steckt? Miller muss es wenigstens versuchen, Sloane. So, wie ich es auch bei dir versuchen würde.«

»Und ich bei dir«, antworte ich automatisch, doch James' Miene verdüstert sich.

»Sag so was nicht«, fährt er mich an. »Denk es nicht einmal.« Er lässt meine Hand los. »Ich würde mich eher umbringen, als mich in ›Das Programm‹ bringen zu lassen.«

Tränen brennen in meinen Augen, denn ich weiß, dass das keine leere Drohung ist. Es ist eine Option, eine sehr wahrscheinliche sogar. Diesmal versucht James nicht, mich zu trösten. Wie auch? Er kann mir nicht versprechen, dass er sich nicht töten würde. Niemand kann das.

Vor sechs Wochen, damals, als sie Lacey geholt haben, musste ich hart dagegen ankämpfen, in jene Depression zu rutschen, die stets auf uns alle zu lauern scheint. Jene

Depression, die mir zuflüstert, dass ich es niemals schaffen werde. Dass es leichter wäre, einfach loszulassen.

James hat Miller und mir immer wieder eingehämmert, dass die Lacey, die wir gekannt haben, auf ewig verschwunden ist. So, als wäre sie tot. Und dass wir um sie trauern sollten. Ingeheim. Aber nun ist sie wieder da, und ich weiß nicht länger, was ich empfinden soll.

James sagt erst wieder etwas, als sich Miller zu uns an den Tisch setzt. Er lässt sich auf den Stuhl fallen, und das Geschirr springt dabei auf seinem Tablett. Die Stimmen im Raum klingen wie ein Summen, und doch ist es stiller als sonst. Die Nachricht von Kendras *Transfer* hat alle nervös gemacht.

Wieder bemerke ich den dunkelhaarigen Betreuer. Er steht am Ausgang und versucht gar nicht erst zu verbergen, dass er mich beobachtet. Ich starre auf meinen halb gegessenen Hamburger. Kendra hat meinen Namen gerufen, als sie nach draußen gezerrt wurde. Sie hat ihn auf mich aufmerksam gemacht. James darf ich nichts davon erzählen.

Genau in diesem Moment legt James sein Kinn auf meine Schulter, seine Finger berühren meine. »Tut mir leid«, murmelt er. »Ich bin ein Idiot. Tut mir leid.«

Ich sehe ihn von der Seite her an. Seine blonden Haare kräuseln sich im Nacken. Aus großen blauen Augen sieht er mich an.

»Ich will nicht, dass dir irgendetwas zustößt«, sage ich ruhig und hoffe, dass Miller mich nicht hört und gleich wieder an Lacey denken muss.

James lehnt seine Stirn gegen meine. Es scheint ihm egal zu sein, dass jeder uns sehen kann. Warm spüre ich seinen Atem an meinen Lippen.

»Ich will auch nicht, dass mir etwas zustößt«, erwidert er. »Deshalb werde ich ja auf uns aufpassen.«

Ich schließe die Augen, lasse die Wärme seines Körpers die kalte Furcht aus meinem Herzen vertreiben. »Versprochen?«

Ich warte so lange auf seine Antwort, dass ich schließlich aufgeben und mich wieder in die dunklen Gedanken fallen lasse. Dass James mir jederzeit entrissen werden kann. Dass man mich wegbringt, damit ich für immer verändert werde.

Doch plötzlich vergräbt James sein Gesicht in meinem Haar. Ich höre auf, mir Sorgen wegen der Leute zu machen, selbst wegen Miller. Ich muss es hören. James weiß, dass ich es hören muss.

Und dann, zu meiner absoluten Erleichterung, flüstern seine Lippen dicht neben meinem Ohr ein »Versprochen!«.

Die Sumpter High ragt vor uns auf, erscheint eher wie ein Krankenhaus als wie eine Schule. Die steinerne Fassade ist weiß getüncht, und ich wette, dass sich keins der rechteckigen Fenster öffnen lässt.

Man kann mit dem Wagen bis vors Gebäude fahren und in dem kreisförmigen Bereich Schüler ein- oder aussteigen lassen, doch Miller und ich sitzen in seinem Pick-up auf dem hinteren Parkplatz und starren beide schweigend vor uns hin.

James will sich hier mit uns treffen. Er hatte noch Unterricht, während Miller und ich eine Beschäftigungsstunde hatten. Doch wir haben uns verdrückt, mit unseren gefälschten Passierscheinen.

In zehn Minuten wird in der Sumpter der Unterricht beendet sein, und die Nervosität, weil wir Lacey gleich wiedersehen werden, wächst. Bei mir genauso wie bei Miller. Ich drehe mich zur Seite, um ihn anzusehen.

Miller hat seine Kappe tief in die Stirn gezogen, sodass sie seine Augen beschattet. Obwohl der Motor abgestellt

ist, umklammert er das Lenkrad. So fest, dass seine Knöchel weiß hervortreten.

Und plötzlich habe ich Angst. Vor dem, was er tun könnte. Dass er sich nicht beherrschen kann. Wir sollten nicht hier sein.

»Gibt es überhaupt einen konkreten Plan?«, erkundige ich mich. »James wollte mir nichts verraten.«

Miller starrt weiter durch die Windschutzscheibe, er scheint mich gar nicht zu hören. »Weißt du eigentlich, dass Lacey von Natur aus blond ist?«, fragt er schließlich, und seine Stimme klingt, als komme sie aus weiter Ferne. »Sie hat ihr Haar ja immer rot gefärbt, und ich dachte, sie wäre eigentlich brünett. Ist sie aber nicht. Ich hab mal ein altes Foto von ihr gesehen. Ich bin ein Idiot, dass ich das nicht wusste, nicht wahr? Ich hätte es wissen sollen.«

Lacey und ich, wir waren seit der Grundschule Freundinnen, daher kann ich mich daran erinnern, dass sie blonde Zöpfe hatte. Unsinnig eigentlich, sich wegen ihrer Haarfarbe mies zu fühlen, aber Miller fühlt sich tatsächlich mies. Als hätte das Lacey davor bewahren können, abgeholt zu werden, hätte er dieses Detail gekannt.

»Sie hat dich geliebt«, flüstere ich, obwohl es fast schon grausam ist, dies ausgerechnet jetzt zu erwähnen. »Wirklich und wahrhaftig.«

Miller lächelt, doch sein Lächeln wirkt angestrengt. »Wenn man sich an etwas nicht erinnern kann, dann ist das, als wäre es nie passiert. Und weil sie sich nie mehr ...« Er bricht ab, starrt wieder auf das große Gebäude.

Ich denke an die Lacey, wie wir sie gekannt haben, bevor sie weggebracht wurde. Knallig rotes Haar und schwarze, eng sitzende Klamotten. Sie war so etwas wie eine Naturgewalt. Unglaublich präsent. Und doch hatte sie sich verändert, in der Zeit, bevor man sie in »Das Programm«

brachte. Aber keiner von uns hat ein Wort darüber verloren – vielleicht hofften wir, dass es von allein wieder besser werden würde. Wir alle haben sie im Stich gelassen.

An jenem Abend warteten die Betreuer, die sie fortbringen sollten, bereits in ihrem Elternhaus. Wir haben Lacey als Erste abgesetzt, und ich kann mich noch daran erinnern, wie James dumme Witze über den fremden Wagen machte, der in der Einfahrt stand. Wie er sagte, dass es schon ziemlich spät für den Besuch von Freunden sei, aber vielleicht wären sie ja Swinger.

Lacey lächelte nur, lachte nicht. Ich dachte, sie wäre einfach müde. Ich hätte sie fragen sollen, ob alles in Ordnung war.

Aber ich habe es nicht getan.

Sie gab Miller noch einen flüchtigen Kuss, dann stieg sie aus und ging zum Haus. Sie hatte es kaum betreten, als wir sie schreien hörten. Wir alle sprangen aus dem Wagen, doch in diesem Moment wurde die Haustür erneut geöffnet.

Ich werde diesen Anblick nie aus meinem Kopf kriegen. Auf beiden Seiten hielten die Männer in den weißen Kitteln sie gepackt. Sie schlug nach ihnen, schrie, dass sie sie umbringen würde. Sie schaffte es, sich loszureißen, und versuchte, ins Haus zurückzukriechen. Rief nach ihrer Mutter, als die Betreuer sie erneut nach draußen zerzten. Tränen hatten mascaraschwarze Streifen über ihre Wangen gezogen, und sie bettelte die Männer an, sie doch gehen zu lassen.

Miller wollte zu ihr, doch James hielt ihn zurück, nahm ihn in den Schwitzkasten. »Zu spät«, flüsterte James.

Ich sah ihn scharf an, aber ich sah auch die Verzweiflung in seinem Gesicht. Die Furcht. Er wagte es erst, mir in die Augen zu schauen, als er mich aufforderte, wieder in den Wagen zu steigen.

Er schob Miller und mich auf die Rückbank, dann setzte

er sich hinters Steuer und fuhr eilig davon. Miller hielt mich an meiner Bluse gepackt, so fest, dass sie am Kragen zerriss.

Das Letzte, was wir von Lacey sahen, war, wie sie von einem der Betreuer getasert wurde, zuckend auf dem Boden lag wie ein erstickender Fisch.

Ich greife nach Millers Hand, versuche, seine Finger vom Lenkrad zu lösen. Als es mir schließlich gelungen ist, dreht er mir das Gesicht zu.

»Glaubst du, dass es eine Chance gibt, Sloane?«, fragt er fast schon verzweifelt. »Glaubst du, dass es eine Chance gibt, dass sie sich an mich erinnert?«

Die Frage bricht mir fast das Herz, und ich presse meine Lippen fest zusammen, um nicht zu weinen. Es gibt keine Chance – »Das Programm« ist gründlich. »Das Programm« funktioniert.

Aber ich ertrage es nicht, ihm das zu sagen, und so zucke ich bloß mit den Schultern. »Möglich ist alles«, behaupte ich und kämpfe gegen das Gefühl des Verlusts an. »Und falls nicht, kannst du ihr erneut näherkommen, sobald sie die Betreuungsphase hinter sich hat. Fang noch einmal von vorn an.«

Wenn sie als geheilt gilt, wird man ihr erlauben, ihr altes Leben wieder aufzunehmen. Ohne jegliche Einmischung. Zumindest behaupten sie das in den Broschüren über »Das Programm«.

Aber ich habe nie erlebt, dass einer der Rückkehrer in sein altes Leben zurückgefunden hätte. Es auch nur gewollt hätte. Ganze Teile ihres Seins wurden ausradiert, frühere Beziehungen bedeuten ihnen nichts mehr. Ehrlich gesagt, ich glaube fast, dass ihr altes Leben ihnen Angst macht.

Miller schnaubt bei dem Gedanken an die neue Lacey, die ausgehöhlte Lacey. Er will, dass sie sich an ihn erinnert,

an das, was sie sich gemeinsam geschaffen haben. Miller und James, beide sind sie davon überzeugt, dass »Das Programm« schlimmer ist als der Tod.

Auch Lacey teilte diese Meinung. Ihre Eltern hatten in ihrem Zimmer eine Flasche QuikDeath gefunden, und eben das war der Grund, weshalb ihr eigener Vater und ihre Mutter sie ausgeliefert haben. Lacey hatte vor, sich umzubringen, hatte dieses Giftzeug einem kranken Typ nach der Schule abgekauft.

Miller macht sich noch immer schwere Vorwürfe, dass er nichts davon geahnt hat. James und ich fragten uns oft, ob er wohl gemeinsam mit ihr aus dem Leben geschieden wäre.

Nachdem man Lacey weggebracht hatte, ist Miller in ihr Zimmer eingebrochen, denn er hat gewusst, dass man ihn aus ihrem Leben löschen würde. Genau wie auch uns andere. Sämtliche Fotos waren bereits verschwunden, ihre Kleidung, ihr gesamter persönlicher Besitz. »Das Programm« hatte ganze Arbeit geleistet. Alles, was Miller von Lacey geblieben ist, ist eine Schreibkladde, die sie in seinem Wagen vergessen hat. Er hat sie behalten, in der Hoffnung, dass sich ein Stückchen von ihr darin bewahren lässt.

Eines Nachmittags saßen wir am Fluss und sahen ihre Aufzeichnungen durch. Lachten, als wir die Bilder von unseren Lehrern entdeckten, die sie auf die Ränder gezeichnet hatte. Doch bald veränderten sich die Notizen. Eine Matheaufgabe löste sich in schwarze Spiralen auf, die mit Tinte ins Papier gekratzt waren. Ihr Geist war infiziert, und auf den Seiten zeichnete sich ab, wie schnell die Depression von ihr Besitz ergriffen hat. Lediglich zwei Wochen hat es gedauert.

Ich hasse »Das Programm« und was es uns antut, aber ich weiß auch, dass ich nicht sterben will. Ich will nicht,

dass *irgendeiner* von uns stirbt. Trotz allem hat unser Schuldistrikt die höchste Überlebensrate im Land. Also denke ich, dass »Das Programm« funktioniert – wenn auch auf eine kranke, perverse Weise. Wenn auch das Ergebnis ein nur halb gelebtes Leben ist.

James hält den klapprigen Honda seines Vaters kurz neben der Beifahrerseite unseres Wagens an. Er lächelt, als er mich sieht, doch sein Lächeln ist zu strahlend, zu normal. Dann nickt er Miller zu.

»Dein Freund scheint besorgt zu sein«, murmelt Miller, als James an uns vorbeifährt, um den Wagen zu parken. »Das ist kein gutes Zeichen. James ist niemals wegen irgendwas besorgt.«

Ich antworte nicht, weil ich weiß, dass es nicht stimmt. Aber ich bin die Einzige, die diese Seite von James zu sehen bekommt. Für alle anderen ist er unser Felsen. Der Felsen, der uns Halt gibt.

Miller öffnet die Tür und steigt aus, lässt mich für einen Moment im Wagen sitzen, im wärmenden Licht der Sonne, das durch die Windschutzscheibe fällt. Ein Klingeln ist zu hören, das Signal, dass dieser Schultag für die Rückkehr beendet ist. Ich schlucke.

Dann öffne ich die Beifahrertür und gehe zu James und Miller, die miteinander reden. Über meine Schulter hinweg werfe ich einen Blick auf das Schulgebäude, aus dem nun vereinzelt Schüler und Betreuer treten und in Richtung Parkplatz gehen.

Die Sumpter High ist klein, rund zweihundert Schüler gibt es hier. Aber ihre Anzahl vergrößert sich jede Woche, da fünf Schulen Kids in das Mahlwerk des »Programms« schicken. Die Ärzte behaupten, das Gehirn eines eben Zurückgekehrten sei wie Schweizer Käse, mit Löchern dort, wo sich einmal Erinnerungen befanden, und darum bräuchten

die Patienten kontinuierliche Nachsorge und eine sichere Umgebung. Deshalb bleiben die Rückkehrer bis zu ihrem Abschluss hier – so viel dazu, wie ernst man es meint mit dem »Wir mischen uns nach der Genesung nicht mehr ein«.

Damals, als man die ersten Behandlungen durchführte, hat man die Rückkehrer einfach so in ihre normale Umgebung zurückgeschickt. Doch nachdem immer mehr durch die Reizüberflutung einen Zusammenbruch erlitten – »Zusammenbruch« wie in »ihr Gehirn ist komplett zu Pudding geworden« –, hat man die Sumpter High eingerichtet und jedem von ihnen vorübergehend einen Babysitter mit weißem Kittel und Taser zur Seite gestellt.

Allerdings sind die Betreuer nicht das einzige Gruselige an der Sache. Auch die Rückkehrer selbst können recht gefährlich werden. Sicherlich steckt keine böse Absicht dahinter, aber wenn sie in ihrer Verwirrung glauben, du belästigst sie, bist du dran und kannst selbst weggeschickt werden. Also will freiwillig niemand etwas mit ihnen zu tun haben.

Na ja, bis heute.

Als ich zu den beiden Jungs trete, lächelt James mich beruhigend an. Es ist Zeit. Miller zieht sich die Baseballkappe tiefer ins Gesicht und hält sich das Handy ans Ohr, tut so, als würde er telefonieren, während er von uns wegschlenkert. Mein Herz klopft wie verrückt in meiner Brust, als ein paar Leute an uns vorbeigehen. Ein paar von ihnen habe ich mal gekannt.

Normalerweise sieht man Rückkehrer nicht oft zusammen mit »Normalen«. Bei denen von der Sumpter High ist das anders. Unsere Gemeinde hat vor einigen Monaten ein Wellness Center eröffnet, um eine »sichere Umgebung« zu schaffen, in der sich Rückkehrer und Normale begegnen können. Es gehört zu den Glaubenssätzen des »Programms«,

dass Anpassung der Schlüssel zur vollständigen Genesung ist, aber natürlich läuft alles nach ihren Bedingungen ab. Die strenge Überwachung in solchen Einrichtungen ist nichts als ein ausgeweiteter Teil der Behandlung. Doch während sämtliche Schüler in unserem Distrikt gezwungen sind, drei Pflichtstunden pro Semester dort abzuleisten, gehen die meisten Rückkehrer *gern* dorthin. Offensichtlich wissen sie es nicht besser.

James fälscht die entsprechenden Bestätigungen, um das Wellness Center zu schwänzen. Er behauptet, das Center sei nichts als eine Propaganda-Einrichtung des »Programms« – eine Zurschaustellung, wobei die Rückkehrer die Ausstellungsobjekte sind. Ehrlich, ich glaube auch, dass das Wellness Center nur eingerichtet wurde, um zu beweisen, dass die Rückkehrer keine Freaks sind. Dass sie sich nach der Rückkehr problemlos wieder in die Gesellschaft einfügen können. Aber auch wenn sie noch so viele Werbespots mit lächelnden Kids zeigen, die Tischfußball spielen: Unsere Ängste nimmt uns das nicht.

Ich war in diesem Halbjahr noch kein einziges Mal im Wellness Center, aber nach dem, was ich von anderen gehört habe, werden die Rückkehrer dort von ihren Betreuern keinen Moment lang aus den Augen gelassen. Das allein zeigt ja schon deutlich, wie anders sie sind. Man hat sie neu programmiert – emotional und was ihre sozialen Kontakte betrifft.

James muss meine Furcht spüren, denn er ergreift meine Hand und verschränkt ganz kurz seine Finger mit meinen, bevor er mich wieder loslässt.

»Was auch immer passiert, spiel einfach mit«, sagt er.

»Hört sich nicht sehr beruhigend an.«

»Wir tun einfach so, als würden wir Feldforschung betreiben.«

»Im Ernst?« Ich schaue ihn an.

»Na ja, um für eine Ablenkung zu sorgen, würde ich dir sogar erlauben, mir in einem ›Eifersuchtsanfall‹ eine runterzuhauen, aber diese Art von aggressivem Benehmen schätzen sie wohl nicht sehr.«

»James, ich finde immer noch, wir ...«

»Warum seid ihr beiden hier?«, unterbricht uns eine tiefe Stimme.

Ich zucke zusammen, aber James wirkt ganz cool, als er sich dem Betreuer zuwendet, der uns mit Blicken durchbohrt.

Ein paar der Rückkehrer werden aufmerksam, bleiben stehen. Aus großen Augen sehen sie uns neugierig an – die Unschuld, die in ihren Blicken liegt, weckt mein Mitleid. Unter ihnen, im Hintergrund, ist auch Dana Sanders, die vergessen hat, dass sie länger als ein Jahr mit meinem Bruder zusammen war.

Ich halte den Mund und lasse James reden.

»Wegen einem Schulprojekt«, antwortet James ruhig und kramt in seiner Tasche. »Dr. Ryerson meinte, wenn wir uns hier auf dem Parkplatz umschaue, würde uns das zeigen, wie gut sich die Rückkehrer in ihr neues Leben einfügen. Daran würde man sehen, wie positiv sich ›Das Programm‹ auf ihr Verhalten auswirkt.«

James holt eine Bescheinigung hervor, unterzeichnet von einem »Dr. Ryerson«, den es, dessen bin ich mir sicher, gar nicht gibt und der auch nirgendwo auffindbar sein wird.

Das Blut rauscht mir in den Ohren, während sich der Betreuer die Bescheinigung aufmerksam anschaut. Dann, als ich an ihm vorbeiblicke, entdecke ich sie endlich, und jeder einzelne meiner Muskeln spannt sich an.

Lacey Klamath – meine beste Freundin – geht quer über den Parkplatz, ihre Schulbücher an sich gepresst. Ihr Haar

ist jetzt hellblond und zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie trägt Ballerinas und Jeans zu einer kurzärmeligen Strickjacke, die in der Taille geknöpft ist. Sie sieht so ganz anders aus, so vollkommen anders, dass ich schreien könnte. Das ... das ist nicht mehr meine Freundin.

»Wir brauchen nur ein paar Minuten«, fügt James hinzu. »Können wir vielleicht ein paar Interviews machen?«

Ich spüre eine leichte Berührung an meinem Arm und richte meinen Blick wieder auf James. Er lächelt mich an, als wolle er mich in dieses Gespräch mit einbeziehen.

»Dürfen wir also ein Weilchen bleiben?«, fährt er fort, an den Betreuer gewandt.

James hört sich an, als wäre niemand auf dieser Welt geistig so stabil wie er, doch seine Finger krallen sich in meinen Unterarm, und ich weiß, dass auch er Lacey bemerkt hat.

»Nein«, erwidert der Betreuer und schüttelt den Kopf. »Du kannst dich mit ihnen im Wellness Center unterhalten. Dies hier ist eine Privatschule, und offizielle Aussagen sollten nur von ...«

Ich blicke wieder an ihm vorbei und sehe Miller. Er geht direkt auf Lacey zu, und als er vor ihr stehen bleibt, halte ich unwillkürlich den Atem an. Ruckartig hebt sie den Kopf, als Miller etwas sagt.

»Ich muss euch bitten zu gehen«, sagt der Betreuer zu James und mir. »Sofort.« Er holt sein Funkgerät hervor und spricht einen Code hinein, von dem ich nicht weiß, was er bedeutet.

»Und wenn wir nicht mit ihnen sprechen?«, frage ich schnell, um noch eine Minute herauszuschinden.

Ein zweiter Betreuer eilt über den Parkplatz, und ich befürchte schon, dass er zu Miller und Lacey will, doch dann bemerkt er uns und ändert die Richtung. Wir passen nicht

hierher, und plötzlich denke ich, dass das Risiko doch zu groß ist.

»Nein.« Auch das lehnt der Betreuer ab. »Und ich bitte euch nicht noch einmal zu verschwinden.«

Furcht packt mich, weil ich nicht weiß, was wir jetzt tun sollen.

Doch nun schiebt sich Miller durch die Menge in unsere Richtung, den Kopf gesenkt. »Lasst uns abhauen«, sagt er zu James und mir, während er weiter zu seinem Wagen geht.

»Und wer ist das?«, ruft der Betreuer und zeigt auf Millers Rücken.

»Er fährt uns«, behauptet James und nimmt meine Hand. »Also, dann vielen Dank für Ihre Hilfe.« Er weicht mit mir zurück, nickt den Betreuern zu. Wir wenden uns um, entfernen uns eilig, doch nicht zu eilig. Als wir den Pick-up fast erreicht haben, neigt James den Kopf in meine Richtung. »Schau dich nicht um nach ihnen«, sagt er. »Schau dich niemals um.«

Miller wartet am Auto auf uns, die Kappe tief ins Gesicht gezogen, damit ihn niemand als Laceys Exfreund erkennt. Wir sind nicht sicher, ob die Betreuer, die sich um die Rückkehrer kümmern, auch zu solchen Informationen Zugang haben, und es ist vernünftiger, es nicht darauf ankommen zu lassen. Ich hoffe, sie haben wirklich nicht die geringste Ahnung, wer wir sind.

Allmählich leert sich der Parkplatz, auch der Betreuer, mit dem wir gesprochen haben, ist nicht mehr da, doch ich sehe den anderen bei Lacey. Er hält ihr die Beifahrertür seines Wagens auf, damit sie einsteigt, dann schließt er sie. Während er um den Wagen herumgeht, schaut er noch einmal misstrauisch zu uns herüber.

Laceys Blick wandert zu uns, ihre Augen sind leer. Der

Betreuer fragt sie etwas, als er einsteigt. Sie zögert einen Moment, dann schüttelt sie den Kopf.

Ich wende mich ab. Zutiefst erschüttert. Lacey erkennt uns nicht. Nicht einmal mich.

Keiner von uns sagt etwas, als das Auto davonfährt, als die neue Lacey uns dort zurücklässt, auf dem sich leerenden Asphaltplatz.

Als sie fort ist, lehnt sich Miller an seinen Wagen. Sein Gesicht ist vollkommen ausdruckslos.

»Und?«, fragt James.

Miller hebt den Kopf, seine braunen Augen wirken glasig. »Nichts«, erwidert er. »Sie kann sich an absolut nichts erinnern.«

James schluckt hart. »Tut mir leid«, sagt er. »Ich dachte, dass sie vielleicht ...«

Miller atmet tief aus. »Mann, ich hab jetzt echt keinen Bock, darüber zu reden ...«

James nickt, und sie stehen reglos da. Ich aber kann die Stille nicht ertragen und trete zwischen die beiden. Ich will nicht, dass sie Lacey einfach aufgeben, doch ich fühle mich so verloren. Verloren und hilflos.

»Und jetzt?«, frage ich Miller.

»Und jetzt«, erwidert er und richtet den Blick auf mich, »jetzt gehen wir schwimmen und tun so, als wäre nichts passiert.«

»Ich glaube nicht ...«

»Ich fahr jetzt nach Hause und hol meine Schwimmsachen«, unterbricht mich Miller und wendet sich ab. »Wir treffen uns dann am Fluss.«

James wirft mir einen Blick zu, der besagt, dass ich Miller nicht allein lassen soll. Ich bin mir nicht sicher, wie viel ich heute noch ertragen kann, aber als Miller um den Pick-up herumgeht, rufe ich ihm zu: »Warte! Ich leiste dir

ein bisschen Gesellschaft. James kann uns am Fluss treffen.«

»Dann hab ich wenigstens mehr Zeit, nackt herumzulaufen«, zieht James uns auf. »Vielleicht finde ich ja jemanden, der mir schon mal den Rücken eincremt.«

»Na, dann aber viel Glück.« Miller lacht und klettert auf den Fahrersitz.

Ich drehe mich zu James um und sehe ihn noch einmal an.

Er schenkt mir das für ihn so typische Lächeln, strahlend und frech. Aber es ist nicht echt. Manchmal denke ich, es ist niemals echt.

Niemand kann so gut wie James den Schmerz verbergen, seine Gefühle tarnen. Er weiß, was nötig ist, um nicht von dem »Programm« erwischt zu werden. Er wird dafür sorgen, dass wir sicher sind.

Er hat es versprochen.

3. Kapitel

»Du hast eindeutig zu viele Klamotten an!«, ruft James mir zu, während er zum Ufer schwimmt.

Ich sitze im Gras, und in der flirrenden Sonne zeigen James' Augen wieder dieses kristallklare Blau. Sie halten mich davon ab, eine freche Antwort zu geben. Sie sind hinreißend und lassen mich nicht los, und ich liebe die Art, wie sie mich ansehen.

Als ob er meine Gedanken gelesen hätte, richtet er sich auf, schüttelt das Wasser aus seinem Haar. »Du solltest hereinkommen«, meint er. Er ist keineswegs nackt. Nicht wirklich jedenfalls. Er trägt schwarze Boxershorts, die ganz tief sitzen.

Ich grinse, beobachte, wie das Wasser an seiner Haut herabperlt, während er auf mich zukommt.

»Zieh dir was über, Blödmann«, sagt Miller, der gerade den Hügel herunterkommt. Er trägt seine SchwimmsHORTS, hat zwei Handtücher über die Schulter gelegt. Eins davon wirft er James zu.

James sieht mich wieder an und zwinkert mir zu, als wolle er mir sagen, dass ich eine großartige Gelegenheit verpasst habe. Vermutlich hat er recht. Nicht, dass ich ins Wasser gegangen wäre. Ich kann ja nicht einmal schwimmen.

James rubbelt sich das Haar mit dem blaugestreiften Handtuch. »Tut mir leid, wenn mein fantastischer Körper dir Komplexe verursacht«, sagt er zu Miller. »Ich hatte keine

Zeit, noch nach Hause zu fahren und meine Schwimmsachen zu holen.«

»Oder du wolltest nicht, weil du deinem Dad das Auto geklaut hast«, meint Miller.

James lächelt. »Ja, so was in der Art.«

»Hat jemand was zu essen dabei?«, will ich wissen und lehne mich zurück, auf die Ellbogen gestützt. Ich kneife die Augen in dem hellen Sonnenlicht zusammen, als ich über die Schulter hinweg zu Miller hinsehe. Er ist immer noch blass, und ich weiß, dass er an Lacey denkt. Sie kam früher immer mit uns zum Schwimmen. Sie war eine von uns.

»Energieriegel?« Er kramt in seiner Tasche, wirft mir dann einen zu.

Ich schaue auf die Verpackung und stöhne auf. »Ich hasse Erdnussschokolade.«

Miller schüttelt den Kopf. »Tut mir leid, dass ich keine Zeit hatte, dir eine Lasagne zu backen, Prinzessin. Nächstes Mal bin ich aufmerksamer.«

»Nett von dir.«

James breitet neben mir sein Handtuch auf dem Gras aus und legt sich auf den Bauch. Beobachtet, wie ich die Verpackung aufreiße.

»Aber *ich* mag Erdnussschokolade«, sagt er lässig.

Ich lache und gebe ihm den Energieriegel. Doch bevor er ein Stück abbeißt, schaut er mich aus schmalen Augen an und deutet mit dem Kinn auf mich.

»Was?«, frage ich.

»Gib mir einen Kuss«, flüstert er.

»Nein.« Nur ein Stückchen neben uns legt Miller sein Handtuch ab, macht sich zum Schwimmen fertig.

James' Lippen formen ein »Doch«.

Ich schüttele den Kopf, denn ich möchte nicht, dass Miller sich unbehaglich fühlt. Früher hätte es mir nichts ausge-



Suzanne Young

Du. Wirst. Vergessen.

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 448 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26921-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2013

Ergreifend, spannend, romantisch – ein Roman, der einen nicht mehr loslässt

Nur das »Programm« kann der grassierenden Selbstmord-Epidemie unter Jugendlichen noch Einhalt gebieten. Für besorgte Eltern bedeutet es Hoffnung, für die Jugendlichen das Ende. Denn jeder, der zurückkehrt, ist ohne Erinnerung – und ohne Emotionen. Niemals würde Sloane es wagen, öffentlich Gefühle zu zeigen. Nur bei ihrem Freund James kann sie sie selbst sein. Seine Liebe ist ihre einzige Stütze in einer gefühlskalten Welt. Aber dann bricht James plötzlich zusammen! Als das »Programm« ihn holt, weiß Sloane, dass nichts mehr so sein wird, wie es war. Sie muss um James' Liebe kämpfen – und um ihrer beider Erinnerungen ...